

(15. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

Herbert, der heute den Weg zur Bank mit Glöckner zurückgelegt hatte, trat mit einem „Guten Morgen“ in sein kleines Reich.

„Guten Morgen, Herr Godebrecht.“

Herbert setzte sich an seinen Schreibtisch und begann sein Tageswerk. Er ließ sich mit voller Absicht von der Arbeit einspannen; der gestrige Sonntag hatte bis in die frühen Morgenstunden in ihm nachgewirkt.

Der tägliche Betrieb begann. In den Kassenträumen war ein ewiges Kommen und Gehen, an allen Schaltern wurde verhandelt, Hartgeld klirrte, Banknoten knisterten, aber über dem Ganzen lag eine gleichmäßige Ruhe, mochte nun ein Kassierer hunderttausend Mark in Empfang nehmen oder auszahlen.

Auch in der Abteilung für Devisen ruhte der Verkehr an diesem Montagmorgen kaum einen Augenblick. Als mittags die neuen Kurse gemeldet wurden und Herbert sie überflog, mußte er Ludwig, den Kassierer seiner Abteilung, der an den Fernsprecher gerufen wurde, auf kurze Zeit vertreten. Brütt, der Pferdehändler und -kennner, reichte Herbert die Aufstellung eines wartenden Kunden über die von ihm gewünschten Geldsorten — Pfunde, Gulden und Schweizer Franken — im Gesamtbetrage von rund neuntausend Mark. Es gab dabei noch eine verbindliche Auseinandersetzung mit dem Herrn im Kasserraum, der die kleine Differenz zwischen den vorgestrigen und heutigen Kursen nicht so ohne weiteres anerkennen wollte; Herbert selbst war an die Barriere getreten, um den Kunden zu beruhigen. Brütt war neben der Kasse stehen geblieben. Er lehnte sich gegen den Tisch, dabei hielt er die Hand auf dem Rücken, als ihm die Unterhaltung da vorn zu lange dauerte, kam er, die Hände in den Hosentaschen, langsam näher; sein für gewöhnlich blaßes Gesicht sah nun noch um einen Grad bleicher.

„Nicht wahr, so stimmt es doch?“ sagte Herbert zu dem Herrn, der nicht gern acht Mark und einige Pfennige weniger bekommen wollte, als er am Sonnabend erhalten hatte. „Wir sind ja nur die ausübenden Organe der Börse“, setzte er mit einem versöhnenden Lächeln hinzu. Er ging an die Kasse, zählte die Geldsorten ab und gab sie Brütt, der ihm den Gegenwert in Reichsmark aushändigte.

Der Kassierer kam zurück und nahm seine Tätigkeit wieder auf; der Dienst ging weiter, bis die schwere Eingangstür sich für heute schloß; nun begann das Rechnen, das Geldzählen; in diesem weiten Raum, der in der fahlen Beleuchtung der Deckenlampen einen eigenartigen, fast geheimnisvollen Eindruck machte, gehörte jeder nur arithmetischen Gedankengängen.

Stillschweigend wurde die Stille unterbrochen. Der Kassierer in der Abteilung für Devisen sprang auf und sagte erregt: „Herr Godebrecht, ich habe zwölftausendvierhundertsechszig Mark zu wenig.“ Sein Gesicht verriet Bestürzung, die Augen hinter der großen Hornbrille gingen erst von einem zum andern.

Herbert hatte sich den Kopf erhoben. „Sie haben sich wohl verrechnet, Herr Ludwig.“

„Bitte, rechnen Sie einmal nach.“

Das tat Herbert. Der Bleistift eilte die Kolonnen hinab; es ergab sich, daß die errechnete Endsumme mit der von Ludwig ermittelten genau übereinstimmte, der Kassenbestand dagegen keineswegs, es blieb bei dem genannten Defizit.

Und nun entstand ein peinliches Schweigen, das solchen Situationen auf dem Fuße folgt, jenes häßliche Mißtrauen, das selbst sich zwischen enge Freunde drängt.

„Es ist das erste Mal“, stotterte der Kassierer ganz fassungslos.

Herbert verstand ihn. „Ich weiß bestimmt, daß ich mich in den wenigen Minuten Ihrer Abwesenheit nicht geirrt habe. Zu meiner eigenen Sicherheit habe ich mir die Beträge notiert, die ich ausgezahlt und vereinnahmt habe — ich tue das jedesmal, Herr Ludwig —, hier sind sie.“

„Gewiß, gewiß... Aber...“
„Sie wollen doch wohl nicht andeuten...“, sagte Herbert scharf.

„Ach nein! Aber...“ Er sprach nicht zu Ende, seine Haltung drückte Verzweiflung aus. Brütt rechnete weiter; daß er ebenfalls halb verstört schien, überraschte weder Herbert noch den Kassierer.

Mit einem Male durchfuhr Herbert ein heftiger, fast körperlich fühlbarer Schreck. Er hatte, wie er sich entsann, beim Auszahlen der Devisen an Ruth und Thea denken müssen; sollte er sich doch geirrt haben?... Aber das eingestehen hieße gleichzeitig eine Nachlässigkeit sondergleichen zugeben, hieße seine Stellung gefährden.

„Ja, da bleibt uns nichts anderes übrig, als der Direktion Mitteilung zu machen“, sammelte er sich nach fruchtlosem Grübeln. Gefolgt von dem Kassierer, der fast wankte, verließ er den kleinen Raum.

Herbert ließ sich bei seinem ehemaligen Vormund melden; in kurzen Worten erzählte er das Mißgeschick.

Der Direktor machte ein langes Gesicht.
„Teufel“, sagte er, „das ist keine Kleinigkeit. Ja, Herr Ludwig, Sie wissen ja, daß Sie für verantwortlich sind.“

„Aber ich weiß bestimmt, Herr Direktor... es wäre ja das erste Mal...!“

„Und ich weiß ebenso genau, daß mir ein Irrtum nicht unterlaufen ist“, entgegnete Herbert fest.

„Was nun?“ Der Direktor sann nach. „An Ihrer Zuverlässigkeit, meine Herren, zweifle ich keinen Augenblick. Ihnen ist menschlich, das heißt, ein Kassierer darf sich nie irren, nie... es bliebe demnach nur die Möglichkeit, daß das Geld — gestohlen worden ist. Haben Sie irgendeinen Verdacht?“

Herbert und der Kassierer wechselten einen raschen Blick. Vielleicht hatten sie sich in dem gleichen Gedanken gefunden und wagten nur nicht, ihn preiszugeben. Herbert entsann sich der fast überleganten Erscheinung Brütts, und ihm fiel weiterhin ein kleines Erlebnis ein, das er vor Weihnachten gehabt. Er war nach Mitternacht von einer Gesellschaft gekommen; zu Fuß, wie er es liebte, wenn ein anregender Abend hinter

Freie; steh an, Brütt! kein Zweifel; seine Begleiterin eine Unbekannte. Dann kaufte ein Auto mit dem Pärchen davon.

Woher hatte der junge Angestellte die reichen Mittel? ... Schon an jenem Abend hatte Herbert sich die Frage vorgelegt; jetzt stellte er sie sich abermals. Aber konnte Brütt nicht Glück im Betteln gehabt haben? ... Um nichts in der Welt hätte Herbert einen Menschen ohne Grund verdächtigen mögen; dennoch kam ihm, der bisher so naiv-gläubig, so vertrauend auf Menschen und Dinge geblickt, nun aber durch Theas Abirren von der festen Bahn einen Einblick in düstere Tiefen gewonnen hatte, eine halbe Gewißheit, daß hier ein junger Mensch leichtfertig mit seinem Glück spielte und — wie das heutige Vorkommnis bewies — andere, ganz Unschuldige mit in den Strudel riß.

Der Direktor und Ludewig blickten immer noch auf Herbert.

„Einen Verdacht?“ äußerte dieser, die Augen hehend, in leichter Verwirrung. „Es ist schon mancher Schuldlos in Verdacht geraten, Herr Direktor.“

„Ein Verdacht ist noch keine Unschuldigung“, klang es beinahe zornig zurück. „Wir haben die Pflicht, diesem Zwischenfall bis zu seinem Urheber nachzugehen — denn er kann sich wiederholen.“

Diese Perspektive ermaß Herbert in ihrer ganzen schrecklichen Bedeutung. Noch länger schweigen hieß unter Umständen eine ungeheure Verantwortung auf sich laden. Dennoch blieb ihm im letzten Augenblick der Name Brütt im Halse stecken, er konnte über dies Hindernis nicht hinweg, denn abermals kam ihm der Gedanke, ob nicht doch er selbst einem Irrtum zum Opfer gefallen sei.

„Herr Direktor, zu einer Namensnennung kann ich mich nicht bequemen“, sagte er gefaßt. „Erwies ich mein Verdacht — ich hege einen — als falsch, dann könnte ich darüber nicht wieder zur Ruhe kommen. Beschädigte Ehre ist nicht von heute auf morgen wieder hergestellt. Ich bitte Sie aber, die Angestellten in meiner Abteilung — also auch Herrn Ludewig und mich — und den räumlich benachbarten daraufhin beobachten zu lassen, ob ihre Lebensführung ihrem Einkommen entspricht.“

„Das wäre schon etwas. Ein ganz kleiner Fingerzeig“, erklärte der Direktor etwas freundlicher. „Haben Sie die Andeutung von Herrn Godebrecht verstanden?“ wandte er sich dann an den Kassierer.

„Ich glaube, ja.“

„Sind die Herren noch vollzählig anwesend? ... Wenn ja, möchte ich an jeden von Ihnen die Frage richten, ob er bereit sei, sich einer Kleidervisitation zu unterziehen.“ Nach diesen schwerwiegenden Worten war es sekundenlang still.

„Ich werde nachsehen“, sagte Herbert, indem er aufstand und das Zimmer verließ. Bald darauf kam er mit dem Bescheid zurück, daß die Herren in den Abteilungen, zwischen denen seine eigene lag, nicht eher gehen wollten, als bis sie besonderen Auftrag dazu hätten. Der Direktor nickte verständnisvoll.

Die Durchsuchung der Kleider begann, kein Wort fiel dabei. Die Abgefertigten gingen ruhig ihres Weges, zuletzt blieb nur noch Brütt. Brütt war gewiß sehr bleich, aber das fand der Direktor, in dessen Gegenwart diese peinliche Handlung stattfand, ganz in der Ordnung. Nur eins fiel ihm auf: der nagelneue Anzug des jungen Mannes, seine eleganten Schuhe, statt deren er bei dem Tauwetter besser etwas einfachere hätte anziehen sollen, sowie ein wertvoller Brillanterring, den der junge Elegant am linken kleinen Finger trug.

„Nun sind wir ebenso klug wie zuvor“, sagte der Direktor, nachdem Brütt gegangen war und ein tiefes Schweigen in dem weiten Raum herrschte; „ich hatte auch keinen andern Ausgang erwartet. — Wir haben eben getan, wozu wir verpflichtet waren. — Und mor-

die Sache, Herr Ludewig. Ein betrübendes Debut, Herr Godebrecht. Guten Abend!“

Herbert war mit zwei Schritten bei dem Enteilenden. „Herr Direktor, dürfte ich Sie noch auf einige Minuten sprechen?“ sagte er heiser.

„Kommen Sie, Herr Godebrecht.“ Und drinnen im Zimmer mit den schweren Möbeln und dunkelgrünen Fenstervorhängen: „Setzen Sie sich. Was haben Sie denn noch auf dem Herzen?“

„Herr Direktor“, riß der tief Erregte sich zusammen. „Sie müssen die Angelegenheit der Gesamtdirektion melden ... ich besleide erst seit ganz kurzer Zeit meine neue Stellung, und man wird mich so halb und halb dafür verantwortlich machen ...“ Seine Augen flackerten. „Nicht wahr, Herr Direktor, mich haben Sie doch nicht im Verdacht?“

„Unsinn, Herr Godebrecht!“

„Nun denn, so gestatten Sie mir, daß ich für Herrn Ludewig einspringe ... es ist das eine Ehrensache für mich. Klärt sich eines Tages alles auf — woran ich persönlich nicht zweifle —, so erhalte ich die fragliche Summe ja doch zurück. Bis dahin ...“ Die Stimme versagte ihm beinahe.

Der Direktor hatte mit halbgeschlossenen Augen vor sich hingestarrt, jetzt riß er sie weit auf.

„Ein offenes Wort, Herr Godebrecht: Ich habe mich vor Weihnachten dafür eingesetzt, daß Sie Ihren jetzigen Posten bekämen, und ich habe auch nach dem Heutigen keine Ursache, mein Tun zu bereuen; ich werde es überhaupt nie nötig haben, davon bin ich überzeugt. Etwas anderes ist es, wenn Sie auf die Einstellung der Gesamtdirektion anspielen, und da bin ich meiner Sache durchaus nicht so sicher; meine: ob man diesen Zwischenfall so milde beurteilen wird wie ich. Das Andenken an Ihren Vater lebt fort, aber schließlich ist jeder für sich selbst verantwortlich; Sie verstehen mich. Wenn Sie also das Defizit ausgleichen wollen, so rate ich Ihnen nicht ab. Ein Verdacht kann Sie ja gar nicht treffen, weil Sie, wie jedermann weiß, vermögend sind.“

„Den ganzen Betrag könnte ich im Augenblick nicht decken“, erwiderte Herbert. „Ich habe rund neuntausend Mark auf meinem Bankkonto, der Rest müßte durch einen Vorstoß aufgebracht werden, wenn Sie mir den bewilligen wollten, Herr Direktor?“

Der Direktor warf unangenehm berührt den Kopf in den Nacken.

„Das ist fatal, Herr Godebrecht. Denn als Geldinstitut müssen wir Sicherheit haben, ich persönlich vermag da gar nichts zu tun. Können Sie nicht einen Bürgen stellen? ... Herrn Direktor Bindewald zum Beispiel?“ legte er mit einem flüchtigen Lächeln hinzu. „Ach, dies vertrat das Testament!“ entfuhr es ihm. „Ihr Vater hat sich doch allzusehr von seiner Vorsicht leiten lassen.“ (Fortf. folgt.)

Der Schatten.

Er ist des Weges treuester Gefährte,
Allgegenwärtig folgend meinem Schritt;
Ob fröhlich-leicht der Gang, ob voll Beschwerde,
Zinkt oder scheu, der Schatten wandert mit.

Er geht auf Pfaden, die ich wahllos schreite,
Ein Mittler zwischen mir und fremder Welt,
Hingleitend ewig gleich an meiner Seite,
Traumhaft als Spiegelbild mir angelehnt.

Und wird nicht müde, jegliches Bewegen
In Gang und Glieder Spiel mir nachzutun,
Sich bald in meines Wanderns Takt zu regen,
Bald träumend und versonnen auszuruhen.

In seiner Fläche spiegelt ein Begreifen
Von Blutgebundenheit, die dämmern weiß,
Daß so zur Ferne trunken Wege schweifen,
Gedanken leichtes Atherblau durchstreifen,
Eng mißt der Schritte Bann den Schicksalskreis.
Heinrich Heis.

Herr Werner Bergblom, Reserendar, nicht vor dem Assessor, hatte sich mit einem reisenden Mädel verlobt, — einem jungen Ding, schlicht und blühend. Nichts sah man ihr an, weder den Doktor der Kunstgeschichte, den sie vor einem halben Jahr errungen und der ihr an zwei Lyceen eine Anstellung für Vorlesungen und Museumsführungen einbrachte, noch auch den rebellischen Geist, der in ihr wohnte.

Sie liebte Werner; ihr Herz war fein. Mit Abscheu aber wies ihr klarer Sinn jedes Zurschaufstellen des beiderseitigen Glüdes zurück: Anzeigen, Verlobungsvisiten, Verlobungs-gesellschaften, — alles das, was die im alten Beamtenstand verankerte Familie Werners als heiliges Zubehör des Ereignisses betrachtete.

Eine Revolutionärin war sie, diese junge Helly. Mit feinem gescheitem Lächeln fügte sie sich indessen auf Werners Bitten in die geheiligten Traditionen, machte zahlreiche Besuche mit dem Erwählten, ließ sich, mehr und mehr beglückt vom eigenen Opfermut, einladen und antoasten. Alles ging leicht und glatt; einen einzigen Besuch hatte man noch abzuwarten; dann war man „herum“.

Dieser letzte, nicht unwichtige, wie Werner ihr erklärte, sollte einem alten Onkel, dem „Erbonkel“, gelten. Früh in den Ruhestand aus gleichfalls recht ruhvollem Verwaltungsposten versetzt, beschäftigte er sich, von der großen Verwandtschaft achtungsvoll verhätschelt, mit der immer wieder erneuten, nach Stimmung und Erlebnissen unermüdlich abgeänderten Abfassung seines Testaments, neue Erben einsetzend, alte, in Unnade gefallene, abstoßend, Verstoßene wieder zu Gnaden erhebend.

In dreiunddreißig Erbportionen, sagte Werner, habe der alte Herr seine aus Geld und Kostbarkeiten bestehende, nicht geringe Habe geteilt. Von über zwanzig Vermächtnissen habe er selbst einmal schmunkelnd gesprochen.

Helly, die Blühende, Blutjunge, fand diesen Altersport entsetzlich kümmerlich und langweilig. Aber in ihre klaren Augen kam dann auf einmal leuchtendes Leben, denn Werner berichtete: „Onkel Theobald hat einen echten Rembrandt in seinem Besitz.“

„Einen — echten —?“

„Zawohl, nach Zeugnis verschiedener Kunstkenner einen wirklich echten — freilich sehr stark eingedunkelt: eine grauhaarige Frau, die im Schein zweier herabgebrannter Kerzen in der Bibel liest.“

Helly fuhr auf, hellsten Interesses voll.

„Es ist doch nicht möglich!“

„Du wirst ja sehen.“

„Liebster Junge, dieser Besuch scheint mir der interessanteste von allen zu sein.“ —

Das war er, — in jeder Beziehung, durchaus nicht nur wegen des Bildes. Helly entschied im Augenblick, in einer solchen Aufhäufung von Wert und Sammelfram möchte sie nicht wohnen. Aber eine Stunde als Besuch darin zu sein, fand sie entzückend. Ihr gescheiter Blick fand für jedes Ding das Wie und Woher erstaunlich schnell heraus; und das feinste Altertum, der Besitzer, ward gleichfalls rasch und richtig in ihrem Innern bewertet.

„Dieser alte, zierlich gepflegte Herr, — riesig nett!! Der Sinn oder Unsinn seiner Besitzverteilung macht ihm offenbar selbst den größten Spaß. Mit diesem verschmitzten Lächeln in Augen- und Mundwinkel ist man kein lederner Krämer.“

Eine schöne Stunde verging. In außen und innen vergoldeten Tassen, die Helly entzückten — Berliner Porzellanmanufaktur von 1800 —, wurde Frühstückskolade angeboten. Mit dem blinkend beringten Zeigefinger wies dann der Onkel auf das dunkelste Bild an der tonblumenblau tapezierten Bilderwand des Raumes.

„Nun, und mein Rembrandt? Was sagt mein neues Nichts zu dem?“

Helly bat nach langer gesammelter Betrachtung, das Gemälde in der Nähe studieren zu dürfen. „Gewährt!! Aber, bitte, nicht die Rückseite ansehen!“

Helly mußte über das Verbot lachen. Mit Ernst und Sachlichkeit setzte sie sich, das Bild auf dem Schoße, zurecht. Aus der silbergrauen Ledertasche zog sie die dicke, zehn verschiedene Vergrößerungsgläser umfassende Lupe, äugte hin, äugte her, drehte und wechselte die Gläser, schaute mit dem wie ein Perlmuttermesserchen geschliffenen Nagel des linken kleinen Fingers ein nicht sichtbares Farbenatom ab und gab dann, mit den klaren Augen das spinnwebartige Männchen unerschrocken anblickend, ihr Urteil ab: „Ein echter Rembrandt keinesfalls! Vielleicht sogar Kopie eines verloren gegangenen Rembrandtbildes —“

Lächelnd wie über eine liebe, dumme Kinderrede, nahm ihr der alte Herr das Bild ab, stieg selbst auf einen dünnbeinigen wackelnden Stuhl und hingabte mit den zarten, elfenbeinfarbenen Händen den Schatz sorglich auf. — — —

Die klare, wahrheitsliebende Helly trachte voll höchstem Erkennen: „Wie?“

Wer Onkel Theobald in diesem Augenblick gesehen hätte, würde ebenso erstaunt gefragt haben. Er sah blitzverärgert auf dem kleinen, steifen Sofa aus der Wertherzeit, hatte das Bild wieder umständlich von seinem Nagel heruntergeholt und weidete sich am Anblick der Rückseite. Frühling war um ihn, Frühling, mit einem lichten, leichten Mädchenkleid, mit einem lichten Mädchenwesen in seine alten Remenaten hereingeweht.

„So eine Dirn! So eine Dirn!“ sprach er fein schmunkelnd vor sich hin.

Auf einem vergilbten Papierblatt, das dem Bilde auf dem Rücken klebte, standen Namen, eine lange Reihe, zum Teil verbläht, zum Teil mit frischerer Schrift geschrieben, alle, bis auf einen, wieder durchgestrichen, einige Striche durch darunter gesetzte Punkte null und nichtig gemacht, die Punkte dann wieder ausgestrichen. Die ganze Reihe mit dem Drum und Dran wurde jetzt mit didem Federstrich ungünstig gemacht. Unter die Schar der Enterbten schrieb der alte Herr klar und schön: „Dieses Bild, ein Rembrandt, gehört nach meinem Tode Werner Bergblom, meinem Neffen, und seiner Braut bzw. Gattin Helly.“

Sie waren seit vier Wochen verheiratet, die von Helly für überflüssig erachtete große Hochzeit und die als unnütz erklärte Hochzeitsreise vergangen wie ein schöner Traum. Sie saßen im bescheidenen, vornehmen, eigenen Heim.

Auf diesen Zeitpunkt hatte der Alte wohl erwartet. Er griffen vernahm das junge Paar die Kunde von seinem stillen sanften Tod.

Ein paar Tage später erfuhren sie dann, der Rembrandt sei ihr eigen, neben zweien der nicht unbeträchtlichen Geldportionen und sechs goldenen Tassen.

Der von ihr als unecht bezeichnete Rembrandt!

Immerhin, — Helly freute sich riesig, gar nicht viel weniger als ihr Gatte, der seiner jungen Frau unter Küßen erklärte, er habe damals durchaus nicht felsenfest an ihren kunstverständigen Richterspruch geglaubt. Einmal könne der weiseste Kunstkenner wohl irren.

Helly wußte es besser. Aber sie war ihrem Manne nicht böse.

Innerhalb ihrer revolutionären Natur lag das feine Sichbeugen, aus Liebe, aus Nachsicht, aus jener stillen Überlegenheit, die gern einmal unterliegt.

„Also gut, — es ist unser Rembrandt!“

Drei Jahre ist das glückliche Paar jetzt verheiratet. Ich glaube, Helly glaubt nach so langer Gewöhnung an das Wort „unser“ manchmal selber, der Rembrandt sei echt.

Der verunglückte Sportfischer.

Von Walter v. Kummel.

Kaver Mooswinkler, der sich durch Korbflechten und Kesselflechten redlich ernährte, wohnte als Lediger in einem winzigen Häusel, das er sich weitab vom Dorfe durch seinen Freund, den Maurerschorsch, billigst bauen hatte lassen. So dicht an den Fluß war es hingestellt worden, daß man vom Fenster fast die Hand in das Wasser stecken konnte. So nahe der wandernden Welle beheimatet, verstand Kaver Mooswinkler es selbstredend auch trefflichst, alles, was in dem Fluße sich rührte, mit Legangel, Reuse oder, wenn es sich gerade so gab, auch nur mit der Hand zu fangen. Danebenher aber hatte der Mooswinkler auch seinen Ehrgeiz, der ihm lange unerfüllt blieb. Gar zu gern hätte er sich auch als Sportfischer, wie er deren manchmal einen am Wasser herumhantieren sah, versucht. Doch all die verschiedenen Werkzeuge, die dazu nötig waren, kosteten so viel, daß er immer wieder verzichten mußte. Da kam ihm endlich ein freundliches Schicksal willfährig zu Hilfe:

Der Mooswinkler sah eines stillen Dezembernachmittags in seinem grauen Häusel über dem grünen Wasser und schaute, auf seine Kessel und Körbe niedergebeugt, aus behaglicher Wärme in die Kälte hinaus. Plötzlich sah er jemand den Fluß herabkommen. Den Fischwasserbestzer. Vom jenseitigen Ufer aus warf der seinen Blinker in die Tiefe. Schon gab es dem Kaver auch einen schmerzhaften Stich. Denn der da drüben ließ nun, gar nicht so dumm, seinen Köder um ein paar in der schärfsten Strömung liegende, versunkene und versandete Baumstämme herumspielen. Unter ihnen stand seit ein paar Tagen ein schöner, zwanzigfüßiger Suchen, auf den auch der Mooswinkler bereits, wenn auch bisher vergeblich, sein Petri-Beil versucht hatte. Wenn der Salobri da ihm nun diesen seinen schönen Fisch vor der Nase wegging! Bergelt's Gott! Schon

Wiel Meter Tiefe fest, so und zerrte, daß der Mooswinkler nur so lachen mußte. Vergeblich, „Abreihen, abreihen!“ krummte der Mooswinkler vor sich hin. Der Fischer aber als sparsamer Mann stellte es anders an. Er schnitt seine Reine fein säuberlich ab, band das letzte Ende an einen Wetzstein. „Auch nicht schlecht“, nickte der Xaver vor sich hin. Da konnte nun der dicke Michel, sein Aufseher, brav herauslaufen und mit einer Stange die Haken loslösen. Der Xaver war dem Michel, der so viel unnütz am Flusse draußen lag, nicht gerade besonders grün, aber die Arbeit wollte er ihm doch ersparen. Kaum war der Fischer verschwunden, überquerte der Mooswinkler auf einer Furt den Fluß, befreite mit Stange und Stichel den Winkler von seinem Baumstamm. Nun hatte er alles, wessen sein Herz längst begehrte. Blinker, Wirbel, Vorfach, Blei und die allerhöchste Seidenschnur. Die Sportfischerei konnte aufgehen.

Früh am nächsten Morgen wurde es für den Xaver Mooswinkler Tag. Schon in der Dämmerung stand er am jenseitigen Ufer, dort, wo gestern der Fischwasserbesitzer seine Angel eingeklinkt. Mit einer Bohnenstange schleuderte der Xaver den Blinker ins Wasser, zog ihn dicht an den Baumstämmen vorbei. Aber Fisch bekam auch er keinen. Sonderbar. Es schneite die herunter, langsam und groß fielen die Flocken. Bestes Fangwetter also. Noch einmal versucht.

Rud und Riß. Saft! Saft! Kreischend trachte, splitterte die dürre Bohnenstange auseinander. Gerade noch, daß der Xaver das Ende der Schnur zu fassen bekam. Krampfhaft widelte er die Reine um das Handgelenk. Schon ging es auch mit der reißenden Strömung fluhwärts dahin. Gerade zu laufen hatte der Xaver. Erst in der ruhigen, tiefen Gumpen, an die der Mooswinkler sein Häufel hingebaut, machte der Fisch — es war der ersehnte Zwanzigpfänder — wieder Halt, tobte hin und her. Endlich gelang es dem Xaver, den Fisch näher ans Land herzuholen. Nun, wo er im Seichten sich wälzte, sah der Mooswinkler deutlich, daß beide Haken gefaßt hatten, der kleinere Kopfhaken sah im Nacken, der rückwärtige, schwerere in der Haut. Der Xaver sprang tief ins Wasser, griff seinem Suchen in die Augenhöhlen, warf ihn in den Ufersand. Einen lauten, lauten Jubelschrei gab der sonst so leise und vorsichtige Mooswinkler von sich. Eine Sekunde danach stieß er ein noch viel lauterer, ein gellendes Wehgeschrei aus. Bei dem Geräusch mit dem ungebärdigen Fisch war ihm der außen hängende schwere Schwanzhaken mitten in den Zeigefinger hineingefahren. Während der Suchen, der schon wieder das Wasser gewonnen, wie der leidhaftige Satanas in seinem Element herumfuhr, brüllte der Xaver, als ob er am Spieße stecke, schlug nun der ganzen Länge nach ins Wasser. Sicherlich wäre er in die Tiefe gezogen worden und dort jämmerlich ersoffen, wenn er den Fisch nicht noch einmal in den Augenhöhlen zu fassen bekommen hätte. Unter furchtbaren Qualen schleppte er ihn neuerdings ans Land, durchschnitt ihm, den Knider mit der Linken führend, dicht hinter dem Kopfe das Rückgrat. Nun lag der Lummel, der Teufelsbraten, endlich still und manierlich da.

Jetzt endlich zum Mooswinkler seinem armen Finger. Heraus mit dem Haken. Mit einem lauten Schmerzensschrei stand der Xaver ein für allemal von solchem Beginnen ab. Aber auch den Fisch bekam er nicht vom Haken los. Ein Stemmmeißen. Hinüber zu seinem Häufel. Kein Schlüssel mehr in der Tasche. Als er den Knider gezogen, war der wohl in den Schnee gefallen. Nochmals mit dem schweren Fische durch das kalte Wasser hindurch? Nein, da ging er schon besser und lieber ins Dorf hinauf. Dort hatte er der guten Freunde genug, die ihm aus seinen Nöten helfen würden. Fluchend und jammernd kam er in zwanzig Minuten dort an und wollte gerade beim oberen Wirte eintreten, als er noch im Hausgang an den Wachtmeister anrannte. Vergnüglich über die Maken lachte der. „Ja, da schau nur den Mooswinkler an. Hat dir der Xaver so früh am Morgen schon ein so großes Petri-Heil geholt!“

Statt jeder Antwort hielt der Mooswinkler dem Polizeigewaltigen nur seinen zermarterten, dick und blau angeschwollenen Finger hin. Den Grünen lieh das fischblutige. Immerhin war er so barmherzig, daß er den steifgefrorenen Xaver in die warme Stube hereinnahm, im Verein mit dem Wirte den Haken aus dem Fische herausschnitt, sodann auch energisch den Xaver zu verarzten versuchte. Aber der brüllte so mordsmörderisch, daß der Wachtmeister gerne wieder losließ. „Der Xaver!“, meinte er zum Wirte, „macht uns noch das ganze Dorf rebellisch. Spann ein und bring ihn nach Ehingen zum Doktor.“

Bald rollte der Xaver auf einem Kälberwagen zum Dorfe hinaus. Hinten lag, zur Ablieferung an den Fischwasserbesitzer bestimmt, sein Suchen. Der Mooswinkler be-

weinte laut den Tag, dem nichts mehr wege ist, während ihm jedes Steinchen unter den Nähern in den Finger stach. Aber diese Passionsfahrt von einer Stunde war noch die reine Lustreise gegen das, was nun folgte. Als der Doktor endlich den Widerhaken herausoperiert hatte, war der Xaver Zeit seines Lebens von jeder Neigung für alle Sportfischerei gänzlich kuriert. Nachdem er seine nachfolgenden lumpigen paar Tage Dast abgegessen, ging er nur wieder ins Wasser, um wie früher brav seine Reusen und Angeln zu legen. Da er durch das ihm zugestoßene Malheur noch scheuer und vorsichtiger geworden, wird er dies Geschäft bis zu seinem seltsamen Ende weiter betreiben. Petri-Heil!

Das Weihnachtsgeschenk.

Von Wilhelm Herbert.

Kurz nach dem Christfest trafen sich die Freundinnen wieder und erzählten, was jeder von ihnen als liebstes Geschenk zuteil geworden war. Da gab es natürlich eine Menge Überraschungen, viel offene Freude und noch mehr versteckten Reiz. Nur eine unter ihnen hörte alles mit dem größten Gleichmut an, gratulierte eben so herzlich zu Irma's wunderbarem neuem Blaufuchs wie zu den Brillantohrringen von Lolo und dem ganz eigenartigen hochmodernen Ballkleid, das Helene bekommen. Nichts schien sie aus der Fassung und Seelenruhe bringen zu können. Ja, es schien beinahe, als ob mit jedem neuen Bericht ihr inneres Verhagen noch steige, und sie lächelte die übereifrigen Berichterstatterinnen mit einer feinen Überlegenheit an, als ob sie sagen wollte: „Ach, du mein lieber Gott, ihr armen Kinder, wie tut ihr mir leid! Das ist ja alles miteinander gar nichts gegen das, was ich euch erzählen könnte!“

Wenn auch im Eifer der Schilderung und in der Flut der dadurch ausgelösten Empfindungen dieses Gebahren im Anfang noch nicht von allen gleichmäßig beobachtet und in seiner seltsamen Art hinreichend gewürdigt worden war, so machte sich bei der ganzen kleinen Gesellschaft doch immer mehr der Eindruck fühlbar, daß Eva mit einer ganz außergewöhnlichen Mitteilungs hinter dem Berge hielt und daß sie ein Geschenk aufzuweisen hatte, von dem sie annahm, daß es alle anderen in den Schatten stellen würde und mußte. Darum entstand allmählich eine Neugierde, die sich nicht mehr länger bannen ließ und endlich bei ein paar besonders lebhaften jungen Damen zu stürmischen Ausrufen führte: „Nun rüd' aber endlich auch du heraus! Was ist denn bei dir los, daß du gar so verschminkt dreinschaust? Daß in Gottesnamen endlich uns arme Würmer auch wissen, was dir das Christkind Großartiges gebracht hat!“

„Ach“, lächelte sie, „gar nichts Besonderes, ich hab' nur was bekommen, was ihr vielleicht gar nicht möchtet! Mich hat es allerdings sehr gefreut.“

„Na also!“ riefen sie noch gespannter. „Dann endlich heraus damit! Was ist es denn eigentlich?“

„O!“ sagte sie mit einer ganz harmlosen Miene, „es ist bloß ein kleines Bäumchen!“

Ein Bäum — ein Bäumchen!“ seufzten die anderen enttäuscht. „Was denn für ein Bäumchen?“

„Nun ja“, meinte sie, „ein Christbäumchen natürlich!“

„Ach was!“ riefen die übrigen lachend und scheltend. „Das ist doch wohl auf Weihnachten selbstverständlich, und gar so klein wird das sicher auch nicht gewesen sein!“

„Doch! Doch!“ antwortete sie. „Ganz klein! Da seht selbst!“ Sie zog ein Päckchen allerliebster kleiner Karten heraus und gab jeder eine. Da lasen sie, rot, gelb und grün vor Reiz:

Eva
Meier
und Max
Obermeier
Doktor iuris
empfehlen ich
als
Verlobte.

☺☺☺ Scherz und Spott ☺☺☺

Sportinteresse. Die junge Frau kam ganz aufgeregt von dem Fußballplatz nach Hause. Als man sie fragte, was sie so interessiere, sagte sie: „Es war furchtbar aufregend. Ich habe Frau Jugendreich von nebenan mit einem Herrn gesehen, der nicht ihr Mann war.“